

# Hassliebe auf Raten – Der Schriftsteller und sein Kritiker

## Ein Plädoyer für die Vielfalt in der Literatur

*Leider habe ich keine Zeit, Ihr Buch zu lesen,  
schicken Sie mir bitte ein bereits gelesenes.*

[Karl Valentin](#)

Da gibt es Kollegen, die beteuern Stein und Bein, es schere sie *überhaupt* nicht, was andere über sie schreiben. Ich höre diese Worte etwas zu häufig, um sie blauäugig zu glauben. In Abwandlung eines, ursprünglich auf Musiker gemünzten, Tucholsky-Wortes bin ich eher der Ansicht: »Schriftsteller sind nicht eitel – sie bestehen aus Eitelkeit.« Höre ich empörte Dementis? Zugegeben, jede Verallgemeinerung irrt im Einzelfall, aber so unzutreffend ist meine Charakterisierung der Spezies ›Literat‹ wohl nicht. Hand aufs Herz, liebe Mitliteraten: Sind wir nicht ganz froh, wenn wir oder besser noch unsere Bücher durch eine Besprechung in den Massenmedien zum Gesprächsthema werden? Literaturkritiker leisten da einen nicht unwesentlichen Beitrag, wobei nicht allein Lob dem Autoren nützt – schon mancher Verriss hat ein Buch an die Spitze der Bestsellerlisten katapultiert. Was kann einem Autor schöneres passieren, als von einem »Literaturpapst« mit Bann belegt zu werden?

Andererseits sollen auch die Geschütze der Rezensenten nicht erkalten. Ständig gibt es einen Bedarf an neuer Munition, weil sich eine Kanonade auf eine bereits sturmreif geschossene Burg nicht lohnt. Vielleicht ist Literaturkritiker der einzige Beruf, in dem die Stoffe, welche man zerreißt, das Tuch bezahlen, mit dem man sich kleidet. Aller anders lautenden Beteuerungen zum Trotz haben wir es hier wohl mit einem typischen Fall von Symbiose zu tun. Jedes Buch schmiedet sie fester zusammen, den Kritiker und seinen Literaten, und so sehr sie auch übereinander klagen, verbindet sie doch eine Hassliebe auf Raten.

Im Hinblick auf die nicht immer willkommenen Kritiken bekenne ich mich offen zu meinen Gefühlen. Wenn der Verlag

wieder einen Stapel Rezensionen schickt, fiebere ich der Lektüre gespannt entgegen. Ich freue mich, wenn der literarische Gutachter wohlwollende Worte findet, schlucke bei Schelte und gehe in mich, falls jemand seinen Finger in eine offene Wunde legt. Es stört mich tatsächlich wenig, sollte mein Buch einem nicht gefallen – jeder hat das Recht auf seine eigene Meinung. Doch niemand hat das Recht, seine eigene Meinung anderen *aufzuzwingen*. Leider geschieht das hin und wieder – glücklicherweise eher selten – und dann werde ich fuchsig.

### Objektivität ein Etikettenschwindel?

Ab und zu lese ich Beurteilungen wie: »Mir erscheint das Buch für Jugendliche zu dick.« Den Standpunkt kann ich tolerieren, zumal ich aus vielen Leserzuschriften weiß, dass die Romane meiner Klientel gar nicht dick genug sein können. Anders ist es, wenn sich einer zu der Behauptung aufschwingt: »Dieser Roman dürfte für Jugendliche ungeeignet sein, weil er zu dick ist.« Wer zwischen den Zeilen liest, vermag darin folgende ›Message‹ zu erkennen: »Ich habe mich durch die 600 Seiten deines Romans kämpfen müssen, der ganz und gar nicht meinen Erwartungen entspricht. Das war *mir* zu viel. Also muss es auch *anderen* zu viel sein.« Anmaßung schützt vor Torheit nicht. Wenn Kritiker ihr subjektives Empfinden zur allgemeingültigen Norm für die Beurteilung des von ihnen besprochenen Werkes erklären, betreiben sie Etikettenschwindel.

Bisweilen wird der Eindruck erweckt, Kunst könne allein anhand objektiver Kriterien beurteilt werden. Das ist eine Illusion. *Den* besten Schriftsteller, Maler oder Komponisten gibt es nicht, sondern allenfalls solche, die den Geschmack der breiten

Masse besonders gut treffen. Eine niederschmetternde Kritik im Feuilleton einer renommierten Zeitung ist daher kein Todesurteil, sondern nur eine von vielen Meinungsäußerungen. Möglicherweise eine aus berufenem Munde, aber selbst der beschlagendste Experte ist in seinem Urteil nicht unfehlbar. Der »Endverbraucher« mag das verrissene Werk völlig anders beurteilen.

Eine Vielzahl sogenannter Literaturkritiker bringt für ihr Metier ohnehin nur eine nennenswerte – durchaus wichtige – Qualifikation mit: die Lust am Lesen. Etliche können nicht einmal richtige Sätze formulieren. Der Leser kann sich also getrost von der Vorstellung verabschieden, eine Buchbesprechung sei so etwas wie die Urteilsverkündung des Obersten Literaturgerichtshofes. Der mündige Selbstleser darf jederzeit und so oft er will in Revision gehen und den Kritiker munter kritisieren.

Auch wenn durch sprachliche Zaubertricks gelegentlich der gegenteilige Eindruck erweckt wird, gehören Rezensenten derselben Spezies an wie der »gefräßige Bücherwurm« oder die »gemeine Leserate«. Nur von wenigen Kritikern wird mit einer gewissen Berechtigung behauptet, sie seien nicht von dieser Welt. Wenn somit die Gesamtheit der Buchbesprecher – etwa ebenso wie die Kleingärtner, Ornithologen und Besucher von Fast-Food-Ketten – einen Querschnitt der Bevölkerung abbildet, dann relativiert sich das Urteil des einzelnen Individuums. Es verliert den Nimbus der Unanfechtbarkeit. Sich dieses Erkenntnis zu öffnen, kann ungemein befreiend sein. Der gescholtene Literat darf sich mit der Hoffnung trösten, dass es irgendwo einen Kritiker gibt, der sein Buch liebt. Und der nonkonforme Leser muss sich nicht gleich als gesellschaftlicher Außenseiter fühlen und seine Ausbürgerung beantragen, nur weil er eine unwiderstehliche Leselust auf das verrissene Werk verspürt.

### **Besser subjektiv als stümperhaft**

Ob nun elitär und hoch literarisch oder eher populär breit angelegt – jeder Kritiker hat das Recht, nein, die Pflicht, seinem subjektiven Empfinden Ausdruck zu ver-

leihen. Wenn er indes seine persönliche Meinung hinter der Maske der Objektivität verbirgt, wird er sich über kurz oder lang disqualifizieren.

Peinlich sind Rezensenten, die ihren Lesern eine Qualifikation vorgaukeln, die sie nicht besitzen. Es mag noch verzeihlich sein, wenn Werke wie *Der Kreis der Dämmerung*, die dem Genre der Phantastischen Literatur zuzusprechen sind, fälschlicherweise in das enge Korsett der Fantasy gezwängt werden sollen. Wenn der Kritiker dann aber – wie geschehen – darüber lamentiert, dass der Roman gar keine richtige Fantasy sei, manövriert er sich selbst ins Abseits. Das wäre in etwa so, als wolle eine Heimwerkerzeitschrift zwanzig verschiedene Hämmer testen. Dummerweise hat der Versuchsleiter dabei eine Tüte Wattebäusche in die Finger bekommen und beklagt sich jetzt bitterlich über die Unmöglichkeit, einen Nagel mit einem Wattekügelchen in die Wand zu schlagen. Er gibt dem Produkt die Note »mangelhaft«. In Buchbesprechungen sind solche Entgleisungen zum Glück nicht die Regel, kommen aber öfter vor als man es für möglich hält.

### **Berufskrankheit Oberflächlichkeit**

Was dem Geflügel die Vogelgrippe, ist den Journalisten die Oberflächlichkeit. Auch eine zunehmende Zahl von Rezensenten klagen über permanenten Zeitdruck im Job und der viel beschworenden »Schnelligkeit unserer Zeit«. Der genaue Krankheitsverlauf ist bisher kaum erforscht. Offenbar handelt es sich aber um eine fortschreitende Schwächung des mentalen Immunsystems, die schließlich zum vollständigen Zusammenbruch führt. Der Infizierte ist nicht länger Herr seiner Sinne, sondern wird völlig von der Oberflächlichkeit beherrscht. Obwohl die Oberflächlichkeit längst ein epidemisches Ausmaß erreicht hat, wird sie von den Krankenkassen nach wie vor nicht als Berufskrankheit anerkannt.

Eigentlich sollten einem die infizierten Rezensenten Leid tun, aber mich regen ihre Anfälle von Ignoranz auf. Warum? Weil niemand der Oberflächlichkeit auf Gedeih

und Verderb ausgeliefert ist. Man kann sich gegen Ansteckung schützen. *Safer Review* heißt das Zauberwort, soll heißen: Lies, worüber du urteilst, und vergiss das Recherchieren nicht.

Leider werden die einfachsten Verhaltensregeln oft missachtet. Es zeugt schon von großer Fahrlässigkeit, wenn sich ein Rezensent beschwert, der Roman *Das Museum der gestohlenen Erinnerungen* sei nicht konsequent zu Ende gedacht, weil es in Quassinja, der Welt der verlorenen Erinnerungen, keine modernen Gegenstände wie Autos oder Computer gebe. Wer hier nicht konsequent zu Ende gedacht hat, ist der Verfasser der Besprechung.

Ad eins ist der Roman nur ein Fenster in die Welt Quassinja. Was in dem Buch an lebenden Erinnerungen aufgezählt wird, ist keine komplette Inventarliste Quassinjas, sondern lediglich ein *Ausschnitt* der dort lebenden Bewohner. Ad zwei hat der Rezensent das Werk vermutlich mit der Fantasy-Brille gelesen und dabei die inneren Spielregeln entweder nicht bemerkt oder nicht berücksichtigt. Im Buch werden diese mehrmals angesagt. Wiederholt wird erklärt, dass nur solche Gegenstände, Lebewesen oder Emotionen nach Quassinja hinübergehen, deren »wahres Wesen« mit starken Gefühlen wie Liebe oder Hass verbunden war. In der Episode, die den Helden Oliver an den See der Verbannten Erinnerungen führt, lesen wir: »Natürlich, dieses Gewässer bestand nur aus körperlosen Erinnerungen, *positive oder negative Gefühle* – das Empfinden an die Berührung eines geliebten Menschen; der Schmerz beim Tode eines solchen; das Glück von Eltern, die verloren geglaubte Kinder wiederfanden ... Aber waren sie in ihrer Gestaltlosigkeit nicht dennoch wichtig? Solcherlei Erinnerungen spielen im Leben der Menschen wohl eine größere Rolle als ein funkelndes Auto, eine neue Hi-Fi-Anlage oder irgendein anderes Spielzeug.«

Hat der Rezensent die angeführte Passage gelesen? Oder diese: »Auf der Erde verschwinden jeden Tag Stücke aus Museen und Bibliotheken. Sogar Menschen, deren wahres Ich dem Vergessen anheim

fällt, weil keiner sie mehr liebt, noch sie hasst oder sonstwie *starke Gefühle* für sie aufbringt.«? Und ist dem Kritiker etwa auch die Episode in Bärgold, dem Dorf der Teddybären, entgangen? Vielleicht wusste er ja nicht, dass diese putzigen Gefährten von kleinen und großen Kindern eine Erfindung des gerade anbrechenden 20. Jahrhunderts sind (siehe [Wikipedia, Stichwort »Teddybär«](#)), derselben Epoche also, in der es bereits Automobile, Lokomotiven, Dampf- und Luftschiffe und viele andere technische Errungenschaften der Neuzeit gab. Es kann nicht gänzlich ausgeschlossen werden, dass es in Quassinja auch ein Dorf der Telefonzellen gibt oder eine Stadt der Laptops, wahrscheinlicher ist jedoch, dass solche Konstruktionen eher selten Eingang ins Reich der verlorenen Erinnerungen finden, weil wir kaum sehr tiefe Gefühle in sie investieren. Je schnellerlebiger die Zeit, desto schwieriger hat es ein Ding, ins Reich der verlorenen Erinnerungen zu gelangen, denn nur, was für uns von Bedeutung ist, hat auch ein »wahres Wesen«. Außerdem kommen Gegenstände oder Personen, die noch von anderen Zeitgenossen erinnert werden, nur höchst selten nach Quassinja. Es gibt ja noch etliche Hundertjährige ins unserer Welt, Menschen, die sich gut entsinnen, wie die »moderne Technik« ihren Anfang nahm.

Man kann Verständnis dafür aufbringen, wenn der Rezensent vor den 672 Seiten des Romans kapituliert hat, nur, sollte er es offen zugeben. Notfalls hätte ihm die Lektüre des nur zweiseitigen Essays [»Vergessen und Erinnern«](#), den der Autor auf seiner Website auch Kritikern als Handreichung anbietet, vor mancher Verirrung bewahrt.

Wie man sieht, kann es sehr peinlich werden, wenn jemand nach dem oberflächlichen Lesen eines Buches darüber ein fundiertes Urteil abgeben will. Besser und ehrlicher wäre es für den Rezensenten gewesen, mit Karl Valentin zu sagen: »Leider habe ich keine Zeit, Ihr Buch zu lesen, schicken Sie mir bitte ein bereits gelesenes.«